Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **8 (1926)**

Heft 48

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.50, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland nach dem Porto zu obigen Preisen hinzuzurechnen. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erschließbar auch in sämtlichen Bahnhofs-Läden.

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Einserienpreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille-Zelle 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffrezahl 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Illustrierungsvorarbeiten der Inserate. / Inseratenschluss: Mittwoch Vormittag

Administration und Inseraten-Annahme: Dvsg A.-G., Zürich, Schifflersgasse 48, Telefon 5. 55.49, Postfach-Nr. VIII 8001 / Druck und Expedition: Buch- und Kupferdruckerei A. Peter, Pfaffen-Straße, Tel. 68

Nr. 48 Zürich, 26. November 1926 VIII. Jahrgang

Wochenchronik. Schweiz.

Die am 23. November in Montreux tagende nationalräthliche Kommission für das Bundesgesetz über Maßnahmen gegen die Tuberkulose hat die Vorlage durchberaten und in mehreren Punkten vom Ständerat abweichende Beschlüsse gefasst. Der Artikel 5, der sich auf tuberkulöse Erkrankte bezieht, welche durch ihren Beruf eine Ansteckungsgefahr für ihre Mitmenschen, namentlich für Kinder bilden, wurde in der vollständigen Fassung des Bundesrates aufgegeben, das heißt es wurde das vom Ständerat geforderte zweite Alinea wieder aufgenommen. Dieses letztere sieht vor, daß Personen, die zur Vermeidung der Ansteckungsgefahr aus ihrem Berufe entfernt werden müssen und keine Erlaubnisse finden, im Falle der Bedürftigkeit angemessen zu unterstützen sind, ohne daß sie deswegen der Armenunterstützung anheimfallen. Durch die beschlossene Regelung hat die nationalräthliche Kommission den an sie ergangenen Wünschen aus Frauenkreisen Rechnung getragen. Nun muß man hoffen, daß sich das Plenum des Rates in der Dezembersession auch zu dieser Lösung bekenne.

Bemerkenswert ist die Stellungnahme der am 22. ds. Mts. im Bundeshaus tagenden Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren in bezug auf die durch das Volkulastgesetz eingeführte Strafbefreiung. Während sich der Nationalrat im wesentlichen dem im Bundesrathlichen Bericht zum Volkulast enthaltenden Vorschlägen betreffend Einführung einer freiwilligen Vorkehrung auf dem Wege des Konfordates anschloß, erklärte sich die Konferenz für eine Regelung durch Bundesgesetz, da nur eine solche den unzulässigen Zuständen im Kinogewerbe begegnen könne. Man darf annehmen, daß die an der Konferenz beteiligten Ständeräte Bäumli, Schärer und Weiler in dem Standpunkt verbleiben, in dem Ständerat energisch verfahren werden. Eine einheitliche, durchgreifende Gesetzgebung betr. das Kinogewerbe erscheint geboten.

Eine bundesgesetzliche Ordnung verlangt auch dringend der zunehmende Handel mit Arzneien und Gheimmitteln, da dieselben vielfach von Nichtfachleuten hergestellt werden, haben sie oft eine große Gefahr für die Gesundheit. Die Verfertigung von unzulässigen Sanitätsgeräthen und ihrer Handhabung durch eine gewisse Unsicherheit eingreifen, welche Maßnahmen begünstigt. Maßgebende Stelle, wie die Konferenz der kantonalen Sanitätsdirektoren und die Schweiz. Gesellschaft für Gesundheitspflege, befähigt sich kürzlich mit dieser Angelegenheit und beschließen den Entwurf eines eidgenössischen Gesetzes als wirksamstes Mittel. Man erwartet, daß der Bundesrat dem von Nationalrat angenommenen Projekt für die Vereinheitlichung der Vorschriften über den Arzneimittelverkehr bald Folge gebe.

Ausland.

Der deutsche Reichstag stand zu Beginn der Woche im Zeichen einer großen außerparlamentarischen Debatte. Die Regierungsparteien erklärten sich von der Thronpolitik der Regierung und von der Haltung der deutschen Nation gegenüber der Welt. Die Oppositionsparteien der Deutschen Nationalen, Dr. Heßlich, legte dar, daß sich in Wirklichkeit manche Berührungspunkte zwischen der Regierung und seiner Partei ergeben. Einen starken Eindruck machte die von Vertrauen und Zuversicht getragene

Rede des Außenministers Stresemann, der ausführte, daß es in der Auffassung bestimmter Fragen keine Parteiunterschiede gebe. Einige sei man in der Ablehnung einer dauernden Garantie der Diktator. Hinsichtlich der Militäarkontrolle nimmt die Regierung den Standpunkt ein, daß die Voraussetzungen für die Aufhebung erfüllt seien. Mit der Gleichberechtigung Deutschlands als Völkerbundstaat sei es unvereinbar, daß die allgemeine Rüstungsfreiheit fortbestehen, während man einzelnen Staaten die Abrüstung vorschreibt. Die schnelle Aufhebung der Besetzung der Rheinlande müsse gleichfalls als nationale Forderung der Mitgliedschaft Deutschlands im Völkerbund erwartet werden.

Vor der auswärtigen Kommission der französischen Kammer ließ sich Freund ebenfalls über seine Außenpolitik hören. Die deutsch-französischen Verhandlungen sollen weiterhin im Geiste Locarno und Thoiry erfolgen. „Allein das braucht nicht notwendigerweise zu einer vorzeitigen Räumung der besetzten Rheinlande zu führen.“ — Selbstverständlich haben diese Außenminister-Reden nicht und drüben etwas erlösend gewirkt, doch werden Freund und Stresemann anlässlich der nächsten Völkerbundsession in Genf recht bald Gelegenheit haben, in einem Thron II ihre Verhandlungspolitik zu erneuern. J. M.

„Gegen das Getreidemonopol.“

Von Nationalrat Dr. Tschumi, Präsident des Schweizer. Gewerbeverbandes.

Seit 12 Jahren besteht die Schweiz ein protektionistisches Getreidemonopol, unseres Wissens der einzige Staat, welcher ein solches zur Stunde überhaupt noch kennt. Es ist eine Kriegsmasnahme, für die weder in der Verfassung noch in einem Gesetze eine rechtliche Grundlage vorhanden ist. Wenn man es über die Kriegs- und Uebergangsstadien hinaus noch weiter beibehalten hat, so muß der Grund dafür einzig in dem Umfange erklärt werden, daß man ganz allgemein der Auffassung war, daß die Bundesbehörden die nötige Zeit lassen zu müssen, um eine allseitig befriedigende Lösung der Broitfrage unter Aufgabedes Monopols finden zu können.

Ob sich die Monopolverwaltung bewährt habe, darüber gehen die Ansichten stark auseinander. Monopolfreunde behaupten es, ohne in dessen aus den begünstigten Abrechnungen den Beweis dafür erbringen zu können. Dagegen steht fest, daß im Zeitraum von 4 Jahren — 1918 bis 1922 — auch unter Umkehrung der Beträge, welche für die Brotverbilligung aufgebracht werden mußten, die Monopolverwaltung ein Defizit von annähernd 200 Millionen Franken zu verbuchen hat. Wir messen diesem Punkte nicht gerade eine nennenswerte Bedeutung bei, sondern unsere Gegnerstellung zum Monopol entwirrt

weit ernsteren und grundsätzlichen Erwägungen.

Auf dem Boden einer monopolfreien Lösung der Getreidefrage hat ursprünglich auch der Bundesrat gestanden. Im Mai 1924 veröffentlichte er eine solche unter Beibehaltung einer Vorkaufsfrist in durchaus monopolgegnerischem Sinne. Der Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartementes, Hr. Bundesrat Schultze, erklärte sie in Gegenwart des Hrn. Dr. Käppeli in einer Sitzung der Direktion des Schweizer. Gewerbeverbandes direkt als eine glückliche, namentlich auch deshalb, weil mit ihr ohne Monopol der Zweck, die Förderung des inländischen Getreidebaues, vollkommen erreicht werde. Freuen wir auch gleich bei, daß der damals unstrittig erste schweizerische Volkswirtschaftler, Nationalrat Dr. Alfred Regjel, sich in völlig gleichem Sinne äußerte. Und im November 1924 erschien zu allem Ueberflus in der Frage noch eine zweite Vorkaufsfrist, die noch viel schärfer mit dem Monopol brechen wollte. Es heißt da: „Das Monopol muß nun einmal verabschiedet werden; es hat keine Erläuterungsbedeutung mehr. Wir wollen im Gegenteil zeigen, daß der inländische Getreidebau auch ohne Monopol zu aller Zufriedenheit gefördert werden kann.“

Wenige Monate nachher bescheerte man die Schweiz mit einer Monopolvorlage, und die gleichen Männer, die erst so scharf gegen das Monopol auftraten, kommen nun heute, um uns zu sagen, man hätte eigentlich immer die Monopollösung als die einzig richtige betrachtet. So was versteht der denkende Schweizer nicht mehr. Von diesen zwei Stellungen muß die eine doch unrichtig sein. Entweder man beachtete bei dem Erlaß der Vorkaufsfrist für eine monopolfreie Lösung oder muß auch heute noch zugeben, daß eine solche möglich gewesen wäre und es heute noch ist.

Der Autor dieser Zeilen ist alle die Jahre her in absolut aufrichtiger Freundschaft zum Vorsteher des Eidgen. Volkswirtschaftsdepartementes gestanden, und manchen Ansetzungen, die ihm gegenüber versucht wurden, hat er die Spitze abzubringen versucht, soweit immer sein Einfluß reichte. Die heutigen Sprünge aber kann er nicht mehr verstehen.

Das Getreidemonopol ist ein altes Postulat der Sozialdemokratie. Sie allein waren jedenfalls heute und wohl noch auf lange Zeit hinaus nicht in der Lage, dasselbe allein zu verwickeln. Heute markiert die Bauernname geschlossen mit ihr und gibt dabei vor, die Interessen des Vaterlandes in ganz besonderem Maße im Auge zu haben. Auch dieses Zusammengehen verstehen

wir namentlich im Hinblick auf die Tatsache nicht, daß die sozialistischen und kommunistischen Blätter ja schon heute frohlocken, man werde dann bei der Annahme des Monopols bald genug erkennen, wer in der Brotverbilligungsfrage des Landes den ersten Loh angebe, jedenfalls seien es nicht die Bauern. Allein an allen solchen Dingen geht man heute dankend vorbei, weil man sich einmal fanatisch in eine Monopollösung verhasst hat.

Der Schweizerbürger, soweit er nicht sozialistisch oder kommunistisch orientiert ist, hat immer auf dem Boden der eingepersonifizierten Individualität, der individuellen Bestrebungen gestanden. Er kann darum den Monopolisierungstendenzen, welche fast unmerklich in die Allgemeintätigkeit überleiten und der Sozialisierung den Weg ebnen, nicht zustimmen, wenn er seine bürgerlichen Grundzüge nicht direkt verleugnen will. Wenn ein Stück der Freiheit nach dem andern in den Staatsbücheln hinübergeleitet wird — und es ist nach dieser Seite hin in der Schweiz wahrhaftig schon genug geschehen — dann sehen wir den Grund nicht mehr ein, die Sozialdemokratie oder den Kommunismus noch weiterhin zu befehden. Mit dem Monopol wird die Brotverbilligungsfrage direkt zu einer politischen gemacht und die Zänkeren, wie die dahergige Ordnung getroffen werden müsse, werden das Parlament dann Jahr und Jahr beschäftigen.

Das könnte man ja schließlich in Kauf nehmen, wenn dem Schweizervolk damit ein besseres und billigeres Brot verschafft werden könnte; allein das ist direkt ausgeschlossen. Es braucht niemand über das ABC der Volkswirtschaft hinausgekommen zu sein, um zu wissen, daß Staat und Gemeinde immer teurer dran müssen, wenn sie etwas kaufen wollen. Die Monopolfreunde behaupten auch hier das Gegenteil. Aber sogar während des Kriegesmonopols hat man Männer aus der Freiheit für die Bundesverwaltung gewinnen müssen, um den damaligen Schwierigkeiten Meister zu werden.

Viel Aufhebens wird davon gemacht, man könne bei der Monopollösung die Brotverbilligung mit dem verhältnismäßig kleinen Stabe von 60 Beamten durchführen. Wenn dem heiligen Bureaunkraut einmal durch Verfassung und Gesetz auf die Beine geholfen wird, dann wird bald ein ganz anderer Tenor gesungen werden. Die Erfahrung hat man in solchen Dingen nun doch schon genug gemacht. Und es ist einfach der Wille des Schweizervolkes nicht, den Beamtenstab immer wieder und bei jeder Gelegenheit zu vergrößern. Kein Land der Welt zählt — alles in allem genommen —

Beuileton.

Mein Advent.

Von Julie Weidenmann, Regwil.

Es war, als ich langsam zurückwanderte vom stillen Tale des Lobes, Schritt für Schritt, zag und tastend, selbst nur ein Schatten, im Finstern. Während des Dunkel ringsum, — wegloer Pfad, Geiripp und Dornen. Irgend etwas führt mich, ein Wille, fremd, streng, gedehlt. Ich selbst vermag nichts mehr, denn ich bin schwach, zu Lode erschöpft. Fernher taucht irgendwo das Meer des Lebens; irgendwo, weit, weit. D. wo ammet kein Hüter? daß es die verfluchten Rippen befeuchtet, daß es die armen Leiden süß beipie, die süße mit dem schlappenden, idummen Schritt! Geleitet ist die Seele an den elenden Leib mit eisernen Krallen. Leib und Weh sind ihr stilles Geleite zum Tore des Lebens.

Habe ich vom Tore des Lebens gelagt? Die Seele lächelt. Weist du denn nicht mehr? Es ist kein Tor, ein Torlein, ein Wärrlein, ein schmal, unheimliches, wie-damals bei den Schülern, das berührt. Nur ein Lichtlein leuchtet auf im Dunkel. O du mein Advenstlichtlein, bist du's, das mit vom Lode zum Leben leuchtet? „Komm,“ jagt das Lichtlein und fragt nicht lang. Es blüht hinein in meine Nacht, eine kleine Lichtlöcher, die selbstlos sich verzehrt, Kraft um Kraft spendet, während wir mühsam wandern. Jetzt ist es ganz am verlöschen, der kleinste Windhauch wird mein Lichtlein auslöschen. So hind wir zum Torlein gekommen, mir schliefen hinüber. O du leiges Wunder! Wor mir das Land des Lebens, in weichen Reben des Morgens, schimmernd weil! Die Seele öffnet die taunenden Augen, Kinderaugen,

die voll Ergriffenheit sind und voll neuer seliger Ahnung. Schwing nicht ein Glöcklein über dem Nebelmeer? Er jubelt: „Leben! Leben!“

Du glaubst, das kleine Lächeln sei von selbst gekommen, auf meine Lippen, die noch wehe tun, wenn ich nur ein wenig verzeihen. Aber ich mit dem mein Geheimnis anvertrauen. Die Augen waren noch immer im Lande Meinen. Wo alles weint, Herz, Himmel und Erde. Die brennenden Über im Schmerz geschloffen, wissen nichts vom blühenden Lächeln. Du berührt sie ein unwirklich seliges Licht. Daß sie sich öffnen in fragendem Staunen. Ein Seelchen tritt immer deutlicher aus dem hellen Schein. Ein blütenweißes Seelchen umfließt die erschauerte, arde Gestalt. In der einen Hand trägt das Kindlein eine Blütenblüte, in der andern ein feines, strahlendes Licht. Das Gesichtlein lächelt, lächelt, meine Hände wollen das lieblichste Kindlein befehlen; es entschwindet ins Licht. Weigt du jetzt das Geheimnis vom Lächeln?

Immer jählen, von eins bis zwanzig, bis dreißig. O daß ich hundert bringe! Keuzig, einundneunzig, ich weiß schon nicht mehr, ob ich zweiundneunzig lagte. Sie schließt. „Nein, tausendmal nein, ich schlafe nicht. Mir ist nur so seltsam, so eigen. Wo bin ich? Bin ich nicht naht und bloß? Jetzt habe sie meine Hände gefaßt, mich forgeschleppt. Sie tun, was sie wollen. Aber das ist doch immer mein Leib.“ Eine Hande von Klüßern und Mördern ist ihr.“ — Wie wach sie dem Leib tun! So fühle es dumpf. Aber dunkel, dunkel. Jetzt tötet man mich! Nein, nicht mich, den Leib. Die Seele ist versteinert, erfarrt, verstummt. Sie tritt über dem lebenden Körper. — Nachtlo.

Der Arzt kommt immer. Wie ruhig sein Erscheinen ist! Er versteht und weiß, daß es kein Entzinnen gibt, daß von Anfang bis Ende alles durchlitten sein muß. Nichts kann er erparren, nichts darf er erparren. Groß ist das Vertrauen der Seele zu ihm.

Grotesqueness trittig, alte, liebe Hände haben die rote, lebende Dede einst gefaßt. Stid um Hilfe, jetzt liegt sie über dem armen Leib, daß ihn weich und liebend zu und verpflückt den schmerzenden Schoß. Es ist, als ob die Hände der Großmutter über allem Weh lind und voll Berstehen sich ausbreiten.

Seele, warum bist du so traurig? Die Feuer haben dich doch nicht verbrannt, damals, mit ihren zuckenden Flammen. Was willst du denn, Seele? „Siebst du denn nicht, wie meine Hände leiden? Weil sie so leer sind, — so leer.“

Sie ist zu mir gekommen, die keine hingebende Landchaft, am Tage der Schmerzfülle, am Tage der Wehklagen. Jetzt hängt sie beim alten Himmelbett, in dem ich liege, und stöhnt hinein in die Symphonie der Schmerzmit. Im Silbergrau schimmernden Rahmen wohnt leise das flüsternde Schilf, blaue, unendlich blaue, warme Wellen wandern zur friedlichen Reichenau. Mein Geist legt sich manchmal auf die zärtlichen Wellen, er zerteilt das rauhenge, hohe Schiffsrag und befreit schauwumt er zur leichten See. Keine, hingebende Landchaft, daß sie hat! —

Die Welt des Krankenimmers ist eine langsame, stille, so ganz anders als die laute, gewöhnliche Welt. Gelam, daß es noch ihren gibt, die schlagen, daß es noch Glöden gibt, die rufen. Und daß die Tiren so

hart schließen! Der alte Fußboden weih auch nichts vom Stillelein. Alles, gelblichgelbes Holz! Nur, wenn die Gestirne des Nachts aus Lagen hühen, ist alles still. Ganz still. Lebe ich Minuten oder Ewigkeiten? Alles vermischt sich, Zeitliches und Ewiges, und ein Stücklein grauen Himmels fließt durch mein Fenster mit schmeigendem Trost.

Chrysanthemem stehen neben mir, düftig, weiß, frodzig, wie ein Maientraum. Ich will sie über meine Wiege streuen, mein Kind, alle garten Blüten, die düftigen Blütenblätter. Aber wo bist du? Wo ist deine Wiege? Der Trost hat meine Blüte erfarzt zum frühen Tod, und ich weiß nicht, wozu die leuchtenden Blüten neben mir stehen. In meine heiligen Tränen rührt mich weiche, schimmernde Blütenblätter. Tobeshlumen leid ihr geworden, weiche, leuchtende Chrysanthemem! —

Ich liege still. Die kleine Landchaft predigt: „Ich bin immer da für dich. Wenn du traurig bist, gebe ich dir von der stillen Sonne, die in mir liegt, von der tröstem Bläue.“ Ich will dir helfen. Immer trage ich dich zur See, nie bist du mit zu schwer. Komm, warte nicht, bis die heißen Tränen auf deine weichen Hände tropfen, — füllst du denn nichts von meiner verlorenen Hingabe?“

Gütig ist das rote Licht. Wie eine alte Ampel in einer vergessenen Kapelle still vor dem Altar brennt und den Wanderer tröstet, so schwebt das rote Licht beim alten Himmelbett und reitet mich vor dem begänglichen Dunkel der Nacht. Es rehet mit mir, die Sprache der Sanftmütigen, Gebuldigen. „So helfe dir warten“, jagt es, „auf Bruder Schlaf und auf den dämmernen Morgen, wenn heute Nacht der Schlaf